

# HAUPTKIRCHE ST. PETRI



Predigt am 08.03.2009 um 10 Uhr  
Reminiszere

„Gott hat es schwer in der Welt anzukommen“

Predigttext: Markus 12, 1-12

Hauptpastor Christoph Störmer

Liebe Gemeinde,  
die Gleichnisse Jesu gehören zum Kernbestand des Neuen Testaments. 41 Parabeln – so das griechische Wort für Gleichnis – werden uns überliefert. Ohne Parabeln kann man nicht von Gott reden. Die Wirklichkeit Gottes lässt sich nur bildhaft, metaphorisch, gleichnishaft beschreiben, und damit einladend, einladend zu einem offenen, noch nicht abgeschlossenen Kommunikations- und Verständigungsprozess.

„Wem wollen wir das Reich Gottes vergleichen?“ fragt Jesus einmal ziemlich am Anfang der Markusevangeliums (4, 30) und fügt gleich hinzu: „In welcher Parabel sollen wir es darstellen?“ Dieser zweite Satz beinhaltet bereits die Antwort auf die im ersten gestellte Frage: Wir können von Gott, von Gottes Reich, von Gottes Reichtum und Wirken nicht in direkter Weise sprechen. Sondern nur so, wie Jesus es tut, z. B.:

„Es ist wie ein Senfkorn: wenn es gesät wird aufs Land, so ist das kleinste von allen Samen auf Erden; und wenn es gesät ist, so geht es auf und wird größer als alle Sträucher und treibt große Zweige, so dass die Vögel unter dem Himmel unter seinem Schatten wohnen können.“ (Mk. 4, 31f). So sind Gleichnisse: rätselhaft, deutungsoffen, deutungsaktiv, wirksam – und so ist Gott: sein Wirken braucht unsere Sprache, unsere Versuche, das, was da wirkt und unsere Wirklichkeit unterfüttert und beeinflusst, zu beschreiben in immer neuen Bildern.

Als Theologen sind wir da inzwischen übrigens in guter Gesellschaft. Naturwissenschaftler, die bei ihren Forschungen bis in die feinsten, sinnlich überhaupt nicht mehr greifbaren Strukturen des Makro- oder Mikrokosmos vordringen, sagen z.B., Materie gebe es gar nicht, schon gar nicht als festen Stoff, Materie sei Licht, und Licht sei mal eine Welle, mal ein Teilchen. Hans-Peter Dürr, der Kernphysiker, sagt: „Auch die Wissenschaft spricht nur in Gleichnissen.“

Zurück zu Jesus, von dem es bei Markus (4,34) heißt: „Ohne Gleichnisse redete er nicht zu ihnen.“

Bevor wir uns dem heutigen Gleichnis zuwenden, noch eine Verstehenshilfe: im Griechischen gibt es drei Worte – sie kommen allesamt im Neuen Testament vor -, die uns wohl vertraut sind, die nahe beieinander liegen und die doch im wahrsten Sinne des Wortes weit auseinander fallen.

Dia-ballein, Sym-ballein, para-ballein – durcheinander bringen, zusammen setzen, nebeneinander stellen.

Und die Frage ist:

Gelingt es uns, unsere so widersprüchlichen und zerrissenen, uns manchmal innerlich zerreißenen Lebenserfahrungen zu symbolisieren, also irgendwie heilsam zusammen zu fügen, oder entgleitet uns die Welt in Diabolische, so dass uns am Ende ein Teufel reitet, der uns verwirrt und durcheinander bringt und in Verzweiflung stürzt?

Und sind Parabeln vielleicht ein Weg zwischen Symbolischem und Diabolischem, ein Versuch, unsere Welt- und Gotteserfahrung offen zu halten für Neues, Überraschendes, weil wir noch nicht fertig sind mit der Welt, und weil wir selber noch im Werden sind, und weil wir noch ringen mit uns, und weil wir nicht aufgeben, dieser Welt Gottes etwas Segensvolles abzugewinnen und weil wir darauf setzen, dass Gottes Sein noch im Werden ist?

So einer war Jesus. Unabgefunden, nicht einverstanden mit dem, was ist, ein Getriebener, der das Kommen des Gottesreiches verkündete und die, die dafür keine Antenne oder Wahrnehmung hatten, auf das Senfkorn verwies, und der mit seinem Tun und seiner ganzen Existenz das Ankommen Gottes in dieser Welt verkörperte.

Das Markusevangelium beschreibt Jesus als angefochten, er ist in ständiger Auseinandersetzung, im ständigen Gespräch mit den Theologen seiner Zeit und immer wieder im Streit um die Wahrheit. Unduldsam ist dieser Jesus und oft extrem frustriert, einmal verflucht er einen Feigenbaum. Von seinen Angehörigen wird er für verrückt erklärt: „Er ist von Sinnen!“ sagen sie und wollen ihn festhalten. Andere wollen ihn ans Messer liefern. Doch mit scharfzüngiger Argumentation schlägt er seinen Angreifern die Waffen aus der Hand. Ob man Steuern zahlen soll, wird er einmal gefragt und lässt sich eine Münze zeigen und fragt, wessen Bildnis sie denn zeige. Es ist das verhasste Konterfei des Kaisers. Und Jesus sagt, und ich meine, er sagt es mit wegwerfender Geste: „Dann gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!“ (Mk. 1213ff.)

Diese Szene steht im unmittelbaren Kontext unseres heutigen Predigttextes. Jesus wird angegriffen, man versucht, ihm Fallen zu stellen, man hinterfragt ihn, will wissen, in wessen Auftrag, mit welcher Vollmacht er denn spreche.

Und dann erzählt er diese düstere Parabel vom Weinbergbesitzer und seinen Pächtern. Ein Geschichte einer erschreckenden, nicht enden wollenden Spirale der Gewalt. Es ist wohl das schrecklichste Gleichnis Jesu.

In welcher Nähe und in welcher Distanz steht diese Parabel zu der, auf die Jesus anspielt? Denn seinen klugen Zuhörern ist ja nicht unbekannt das ergreifende Gleichnis aus dem Propheten Jesaja (Kapitel 5). Dieses sogenannte Weinberglied erzählt von einer enttäuschten Liebe, Sie haben es selber gehört: Da kniet sich jemand rein und gibt alles an Fürsorge und Liebe - und stößt doch auf keine Resonanz. Er kann tun, was er will: es fruchtet nicht. Die nicht erwiderte Liebe frustriert den Liebhaber so sehr, dass er vor Wut alles zerstört, was er aufgebaut hat. Eine Geschichte, die sich in unzähligen Dramen bis heute wiederholt.

Die Parabel, die Jesus neben die vertraute Bildrede stellt, ist ungleich kälter und grausamer. Sie beschreibt sozioökonomische Verhältnisse, wie es sie damals gab und wie es sie noch heute gibt: Jemand baut ein Haus, einen Betrieb, eine Kaffeeplantage und will damit Geld verdienen, mehr nicht, für ein Leben, das er ganz woanders führt. Darum verpachtet er seinen Laden, zieht außer Landes und wird nicht mehr gesehen. Er schickt nur Boten, die den Pachtzins eintreiben sollen. Die aber werden verjagt, kommen mit leeren Händen zurück. Wir erfahren nicht, warum. Gab es eine schlechte Ernte? War der verabredete Pachtzins zu hoch? All das scheint den Besitzer des Weinbergs nicht zu interessieren. Er bleibt bei seiner Linie: ich habe verpachtet, also steht mir der Pachtzins zu. Dass seine Gesandten bei jedem erneuten Versuch, sein Geld einzutreiben, immer aggressiver empfangen werden, kümmert ihn anscheinend wenig. Die Gewalt eskaliert, immer öfter schlägt man die Knechte des Besitzers tot. Warum gibt es keinen Vermittlungsversuch?

Als letztes Mittel schickt der Weinbergbesitzer seinen rechtmäßigen Vertreter. Den Sohn. Ist er naiv, dass er glaubt, den würden sie respektieren? Lässt er ihn bewusst ins Messer laufen? Sorgt er sich gar nicht um ihn? Der Zuhörer der Parabel ahnt schon, was kommt. Und nun, nach dem weiteren Mord, dem Mord am Sohn des Besitzers des Weinbergs, was passiert jetzt?

„Was wird nun der Herr des Weinbergs tun?“ Es scheint, als wolle Jesus sich selber unterbrechen, als er diese Frage stellt. Er öffnet die Erzählung in Richtung seiner Zuhörer. Die antworten aber nicht, so dass Jesus seine Geschichte so beendet: er wird alle umbringen – seine Geschichte bleibt in der Logik von Schlag und Gegenschlag, im unseligen Muster von Rache und Vergeltung.

Eine absolut trostlose Parabel. Kommt keiner der Akteure raus aus der Spur der gegenseitigen Zerstörung? Wozu erzählt Jesus diese Parabel einer fehlgeschlagenen, ja einer nicht mal stattfindenden Kommunikation und scheinbar unausweichlich tödlichen Konfrontation?

Und was hat diese Geschichte mit dem Reich Gottes zu tun, von dem man nur in Gleichnissen reden kann?

Man könnte meinen, Jesus sei so frustriert über den mangelnden Erfolg seiner Mission und über die Aggression seiner Gegner, dass sich darüber sein eigenes Gottesbild verfinstert und er Gott als rächende Kraft in Szene setzt. Und tatsächlich hat das ja die christliche Tradition – auch in der Wirkungsgeschichte dieses Gleichnisses – getan mit einer Schwarz-Weiß-Malerei und klaren Verteilung von Gut und Böse. Die Deutung, dass die „Bösen“ die Winzer seien – ist nicht auch der Weinbergbesitzer „böse“? – und diese wiederum mit den Juden gleichzusetzen seien, die Gott umbringe, um den Weinberg anderen zu geben, hatte bekanntlich furchtbare Folgen.

Meine Überzeugung ist: Wer eine Parabel moralisiert und so eins zu eins übersetzt, verkennt ihren Sinn und trifft daneben und trifft den Falschen. Die Bilder einer Parabel dürfen eben nicht einfach mit der Wirklichkeit zur Deckung gebracht werden. Mag ja sein, dass Jesus zornig ist und sein Gleichnis die Assoziation aufkommen lässt, er spiele hier mit dem Gedanken, dass Gott zur Rache komme. Vielleicht will er uns, seine Zuhörer noch heute, aufrütteln und aufschrecken. Etwa so:

„Seht, wohin das führt, wenn man gegeneinander spielt, ja sich wechselseitig aus dem Spiel heraus werfen will, statt einander wahrzunehmen, miteinander zu reden, aus dem Miteinander neue Synergien zu erschließen. Was jetzt hier passiert – macht doch die Augen auf: es ist einfach mad, es führt in die mutual assured destruction, in die garantierte gegenseitige Zerstörung.

Ich kann es auch so sagen: Wenn ich nur bei mir bleibe, nur in die eigene Tasche wirtschaften will, nicht fruchtbar sein will für andere, mich nicht auf ein gutes Zusammenspiel mit ihnen einlassen will, dann führt das in einen selbstzerstörerischen Prozess.

Es ist, als sage Jesus:

Besinnt euch auf den Ausgangspunkt: die guten Ressourcen sind da! Schaut hin! Da ist ein bebautes, umzäuntes Kulturland, das Früchte tragen kann für alle, solange man sich nicht gegenseitig auspresst und die Existenzberechtigung bestreitet! Versucht ein besseres Spiel als das, was wir derzeit aufzuführen!“

Verstehen seine Zuhörer?

Anscheinend nicht.

Da zieht Jesus einen letzten Joker: „Habt ihr nicht gelesen in der Schrift:

Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, der ist zum Eckstein geworden. Von dem Herrn ist das geschehen und ist ein Wunder vor unseren Augen.“?

Der Psalm 118, aus dem dieses Wort ist, öffnet das Gleichnis hin zu einer tieferen Wirklichkeit, die den tödlichen Kreislauf der Gewalt sprengt.

Da fliegen keine Steine mehr, da wird niemand verworfen. Da wird ein neuer Grundstein gelegt.

„Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werke verkünden.“, jubelt der Psalmist und preist Gott mit den Worten:

„Danket dem Herrn, der er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich.“

Amen.